



Die Grossmutter der Autorin war eine überzeugte Nationalsozialistin. Davon gesprochen hat man in der Familie nicht, man besuchte stumm ihr rätselhaftes Grab mit dem Runenzeichen. Erst viel später fallen der Enkelin Briefe in die Hände. Sie setzt sich ins Auto und fährt in den Schwarzwald.

Auf den Spuren von Hilde

Von Barbara Bonhage

Hilde Bonhage (geborene Danneel) im grossen Garten ihres Dortmunder Elternhauses, um 1931, kurz nach der Heirat mit Andreas Bonhage.



«Heil Hitler! Dein Schwesterlein», entziffere ich als Grussformel auch auf diesem Brief, datiert am 21. März 1939. Hilde, meine Grossmutter, schrieb zwei Jahrzehnte lang bisweilen täglich an ihre Schwester. Einmal mehr habe ich bis weit in die Nacht über ihre Sütterlinschrift gebeugt gesessen. Hilde war eine Nazi. Komisch, denke ich jetzt beim Schliessen des Kofferraums, wie ungewohnt die weibliche Form doch ist. Fast immer sind Nazis Männer.

Es ist ein Samstagvormittag im Februar 2019. Ich fahre vom rechten Zürichseeufer kommend nach Norden, dann weiter den Rhein abwärts. Auf dem Beifahrersitz liegt die Entnazifizierungsakte meines Grossvaters. In Koblenz passiere ich die Grenze, lasse Waldshut rechts liegen und biege ab auf die mehrspurige Schwarzwaldhochstrasse mit ihren ausladenden Kurven. In den späten 1970er Jahren sass ich auf dieser Strecke immer hinten, eingeklemmt zwischen meinen älteren Schwestern. Draussen ist es grau. Es hat geschneit. Die Sonne drückt aber zaghaft durch und verspricht einen freundlichen Tag.

Im letzten Sommer hat mir meine Tante den grossen Stapel Briefe überlassen, fast alle aus der Feder meiner Grossmutter. Mittlerweile habe ich alle gelesen, auch diejenigen an ihre Dortmunder Freundin und die, welche sie aus dem Sanatorium ihrem Mann Andreas schrieb. Es sind mehrere hundert Briefe. Auch die wenigen Fotos, einzelne Briefe meines Grossvaters und weitere Dokumente habe ich gesichtet. Zudem forderte ich aus dem Landesarchiv Freiburg im Breisgau die Entnazifizierungsakte meines Grossvaters an. Weitere Dokumente kamen vom Stadtarchiv Posen (Poznan) in Polen und aus dem Bundesarchiv Berlin, wo die Zentralkartei der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) aufbewahrt wird. So erfuhr ich, dass sowohl Hilde als auch Andreas Parteimitglieder gewesen waren. Das hatte ich nicht gewusst.

Der Südschwarzwald, wo ich als Kind oft war, ist näher, als ich dachte. Eine gute Stunde dauert die Fahrt. Ich habe mir zu Hause die Orte Amrigschwand, Strittberg, Höchenschwand und St. Blasien herausgesucht und letzteren, den nördlichsten, in mein Navi eingegeben. Sie liegen, durch

eine Landstrasse verbunden, dicht beieinander. Mein Vater ist die Strecke zwischen ihnen als Kind oft zu Fuss gegangen. Die Ortsnamen stehen auch in Hildes Briefen. In St. Blasien ist sie im Dezember 1945 an Lungentuberkulose gestorben, in Höchenschwand wurde sie begraben. In Strittberg und Amrigschwand wohnte mein Vater als Kind. Ich will noch einmal anknüpfen – dort, wo ich als Kind aufgehört hatte, die Dinge zu verstehen.

Als ich bis etwa 1982, ich war höchstens zehn, zusammen mit meinen Eltern und den Schwestern wiederholt vor dem Grabstein stand, habe ich darauf meinen eigenen Familiennamen wiedererkannt, Hildes Geburts- und Sterbedatum

Es war nie einfach, von Hilde zu sprechen. Wenig wusste ich von ihrem Tod, über ihr Leben fast nichts.

gelesen. Aber wessen Grab wir da besuchten, das habe ich nicht verstanden. Mein Grossvater Andreas hatte wenige Monate nach Hildes Tod wieder geheiratet. Auch seine zweite Ehe schloss er mit einer Hilde – Zufall! So stand ich damals mit meinen Eltern und Schwestern da, las den Namen und brachte nicht zusammen, wie hier eine Hilde als Mutter meines Vaters liegen konnte, während ich meine Grossmutter Hilde gern in ihrem kleinen Ferienhaus mit der grossen Schaukel besuchte. Ich fragte nicht nach. Es ist nicht einfach, war es nie, von dieser Hilde, meiner richtigen Grossmutter, zu sprechen. Wenig wusste ich über ihren Tod, von ihrem Leben fast gar nichts.

Erst heute fügt sich ein Bild zusammen. Hilde Danneel wurde 1907 in London geboren. Dort lebten ihre Eltern, eine Hamburger Kaufmannsfamilie, in wohlhabenden Verhältnissen. Der Stoffhandel blühte, bis der Erste Weltkrieg alles veränderte. Die Familie musste Grossbritannien verlassen und lebte ab 1921, da war Hilde 14 Jahre alt, in Dortmund im Ruhrgebiet. Im Juli

1930 heiratete Hilde den Jurastudenten Andreas Bonhage, der zwei Jahre später seine erste Anwaltskanzlei eröffnete. Mit ihm teilte sie während der Weltwirtschaftskrise nicht nur die Geldsorgen der ersten Ehejahre, sondern auch die Begeisterung für die Aufbruchsstimmung, die Hitler mit seiner NSDAP verbreitete. Nach der Machtergreifung vom Januar 1933 begann es aufwärtszugehen. Das erschien meinen Grosseltern nur folgerichtig. Hilde und Andreas kauften sich nach und nach ein eigenes Radio, einen Kühlschrank und ein Auto. Im November 1932 wurde Hilde zum ersten Mal Mutter. Sie gebar bis 1941 insgesamt sechs Kinder, darunter, als dritten Sohn von drei Söhnen und drei Töchtern, meinen Vater. Oft schrieb sie der Schwester von Sorgen um die Kinder, wie sie mit ihnen bastelte oder am Bett eines fiebernden Kindes Trost spendete. Mein Vater vermittelte mir, dass er eine liebevolle Mutter gehabt habe, die er leider kaum kannte, weil sie viel zu früh gestorben sei – er war damals erst neun. Heute ist mir klar, warum seine Erinnerungen so dürftig waren. Sie war selten zu Hause.

Am 1. Mai 1933, ihr erstes Kind war ein halbes Jahr alt, trat Hilde der Nationalsozialistischen Frauenschaft (NSF) bei. Die Frauen-Eliteorganisation der NSDAP nahm ausschliesslich «deutsch-arianische» Frauen auf, die unterzeichneten, dass sie «frei von jüdischem oder farbigem Rasseinschlag» waren. 1937 trat Hilde, inzwischen Mutter von drei Kindern, auch der NSDAP bei, Mitgliedsnummer 4682737. Sie tat den Schritt, obwohl ihr Mann seit 1933 bereits Mitglied war und sich Frauen gemäss nationalsozialistischer Doktrin in der Politik durch ihre Ehemänner vertreten fühlen sollten. Der Frauenanteil in der Partei hat sechs Prozent nie überschritten. Etwa ein Zehntel aller Deutschen wurde Parteimitglied. Manche wurden dazu gedrängt, weil sie bestimmte Ämter oder Aufga-



Reichsgeschäftsstelle: München 2 NW, Barenstrasse 15, Fernsprecher 597621

Gau Westfalen - Süd Kreisgruppe Gartenstadt

Eintrittsjahr: 1933 **Aufnahme-Erklärung** Nr. 582474

Ich erkläre hiermit meinen Eintritt in die NS-Frauenschaft. Ich bin deutsch-arianischer Abstammung und frei von jüdischem oder farbigem Rasseinschlag, gehöre keiner Freimaurerloge oder sonst einem Geheimbunde an und werde einem solchen während der Dauer meiner Zugehörigkeit zur NS-Frauenschaft nicht beitreten. Ich verspreche, die NS-Frauenschaft mit allen meinen Kräften zu fördern und derselben mich zur Zahlung einer Aufnahmegebühr von RM. _____ und eines monatlichen vorauszahlbaren Beitrages von mindestens RM. _____ Aufgebend bin ich zur Zahlung eines einmahligen freiwilligen Werbebeitrages von RM. _____ bereit.

Vor- und Zuname: Hilde Bonhage Stand oder Beruf: Hausfrau

Geburtszeit: 2.3.07 Geburtsort: London Preuss. St. Adolfs verheiratet - verheiratet

Wohnort: Dortmund, Freiligrath 8

Datum des Eintritts in die NSF: 1.5.1933 xxxxx

Sind Sie Mitglied der NSDAP? !!!!!! Nummer !!!!!!

Zeitlich schreiben! Hilde Bonhage **Wenden!**

Oben: Hilde, vermutlich 1938, als ihr das Mutterkreuz verliehen wurde, mit dem die Nazis kinderreiche Frauen auszeichneten. Und Andreas Bonhage in Wehrmachtsuniform, um 1935.

Unten: Die von Hilde unterzeichnete Aufnahmeerklärung für die NS-Frauenschaft von 1933.

ben annehmen wollten oder sollten, meine Grosseltern traten freiwillig bei. Hilde hatte nach ihrem Abitur 1927 ein Medizinstudium begonnen. Sie brach es wieder ab, weil sie glaubte, als Frau und Mutter ohnehin keine Anstellung zu erhalten. Kinder wollte sie unbedingt. Sie wollte aber auch selbst etwas bewirken. Im Nationalsozialismus schien ihr endlich die Chance dazu geboten.

Im Auftrag der NSDAP war Hilde als Blockwartin – das waren niedrigrangige Funktionäre, die sich jeweils um einen Häuserblock küm-

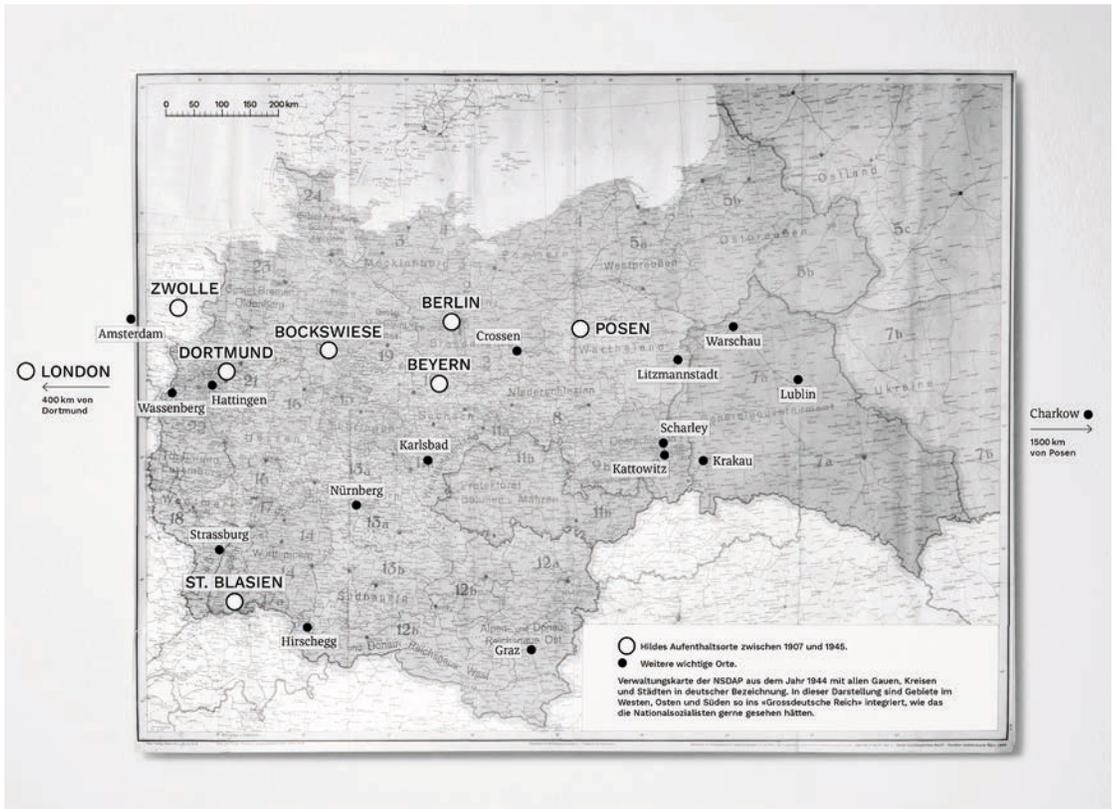


Es heiraten zwei Gleichgesinnte: Hilde und Andreas Bonhage mit der Hochzeitsgesellschaft vor Hildes Elternhaus in Dortmund, 12. Juli 1930.

merten – für bis zu fünfzig Familien zuständig. Sie machte Wohnungsbesuche, überwachte die Beflagung und verteilte Schulungsmaterial. Ausserdem war sie Ansprechpartnerin bei Denunziationen.

1938 wurde Hilde, da war mein Vater zwei Jahre alt und sie wieder schwanger, zu einer Führerinnenschulung an einer der nationalen Gauschulen zugelassen. Kurz darauf wurde sie im Kreis Dortmund zur ersten Leiterin der Arbeitsgemeinschaft für «volksdeutsche Fragen» ernannt. Sie erklärte den Frauen ihrer Gruppe, dass die meisten sogenannten «Volksdeutschen», Vertreter der deutschen Minderheiten in osteuropäischen Ländern, völlig unterdrückt lebten. Das dürfe nicht geduldet werden. Sie schulte die Frauen in Rassenlehre und darin, wie ein nationalsozialistischer Haushalt zu führen war. Sie erläuterte, wie Kinder zu erziehen waren, ohne sie zu verweichlichen.

Andreas war seit dem Kriegsbeginn vom 1. September 1939 an der Front. Als er 1940 von der West- an die Ostfront verlegt wurde, hiess es, dass ein Familiennachzug möglich sei. Es wurden Familien gesucht, die sich im besetzten Gebiet, dem ehemaligen Polen, für die dort geplante «Germanisierung» zur Verfügung stellten. Die völkerrechtswidrig annektierte, ehemals westpolnische Provinz Posen hiess nun Reichsgau Wartheland und war ins «Reich» eingegliedert worden. Umgehend begann Gauleiter Arthur Greiser mit der Vertreibung der hier wohnhaften «unerwünschten Elemente», insbesondere Juden und Slawen. An ihrer Stelle wurden «Volksdeutsche» angesiedelt. Um den Umsiedlungsprozess voranzutreiben und den Siedlern die nationalsozialistische Lebensweise nahezubringen, wurden zudem «Reichsdeutsche» gesucht, die sich aktiv in der Ansiedlungspolitik betätigten. So kam es im Verlauf weniger Jahre je nach Zählung



Verwaltungskarte der nationalsozialistischen Regierung von 1944 mit allen Gauen, Kreisen und Städten in deutscher Bezeichnung. Mit weissen Punkten markiert: Hildes Aufenthaltsorte zwischen 1907 und 1945.

zur Umsiedlung mehrerer 100 000 Menschen. Hilde war begeistert von diesen Vorgängen und meldete sich 1940 freiwillig zur Mithilfe. Im Mai 1941 siedelte sie mit ihren fünf kleinen Kindern und im fünften Monat schwanger zusammen mit ihrem Mann aus Dortmund ins etwa 1500 Kilometer entfernte Posen um.

Dort angekommen, übernahm sie die Stelle der Kreisleiterin der Nationalsozialistischen Frauenschaft für den Kreis Posen. Ihre Vorgesetzte war der nationalen und damit höchsten Frauenschaftsleiterin direkt unterstellt. Als Kreisleiterin hielt Hilde unzählige Vorträge an die Adresse der «Volksdeutschen» und war zuständig für die ihr unterstellten «Ansiedlungsbetreuerinnen». Diese begleiteten die «Volksdeutschen» in ihr neues Zuhause, kochten eine erste Suppe, stellten Blumen auf. Sie reinigten die Häuser und Gehöfte, aus denen kurz zuvor Menschen zwangsweise vertrieben worden

waren. Meine Grosseltern bezogen in Posen ein grosses «arisiertes» Anwesen, aus dem eine Familie mit Kleinkind vertrieben worden war. Hilde hatte sie fotografiert, als sie das Haus im Oktober 1940 erstmals besichtigte. Zehn Jahre nach Kriegsende schrieb mein Vater in einem Schulaufsatz, in dem er sein bisheriges Leben und seine Zukunftspläne zu schildern hatte, dass er in Posen dazu erzogen worden sei, die «polnische Bevölkerung» und die «im Osten unter Zwangsarbeit stehenden Juden» jederzeit «in kindlicher Grausamkeit zu ärgern und zu quälen». Er sehe tief beschämt «heute zurück auf all das Unrecht, das wir damals den Polen und Juden zugefügt haben». Ich fand den Aufsatz nach dem Tod meines Vaters.

Hilde erkrankte 1942 in Posen an Lungentuberkulose. Mehrfach fuhr sie zu längeren Kuraufenthalten in die Schwarzwälder Höhenluft nach St. Blasien oder nach Höchenschwand. In

Briefen von dort wiederholte sie mehrfach, was sie am 8. Juni 1943 auch ihrer Schwester schrieb: wie gross ihre Sehnsucht doch sei nach dem «frostklaren, aber eben echten und wahren Osten». Dort sah sie die Zukunft für Deutschland, für sich und ihre Kinder. Die sechs Kleinen lebten in der Obhut von Kindermädchen oder wurden auf Verwandte verteilt. Im Winter 1942/43 begann Hilde allerdings, wie die Mehrheit der Deutschen, angesichts der enormen Verluste der Wehrmacht in Stalingrad um Deutschlands Zukunft zu bangen. Gleichzeitig gab ihre Gesundheit zunehmend Anlass zur Sorge. Noch ein Jahr später, im Dezember 1944 und nach vielen Monaten vergeblicher Kuraufenthalte, riet ihr der

Sie habe Sehnsucht nach dem «echten und wahren Osten», schrieb Hilde 1943 an ihre Schwester.

Posener Arzt dringend zu einer Kur in Davos. «Jetzt sein Vaterland verlassen, nein, das käme mir wie Verrat vor!», lautete Hildes Verdikt, das sie am 19. Dezember 1944 in einem Brief an ihre Schwester notierte. Diese lebte seit dem Frühjahr 1943 verwitwet im Südschwarzwald nahe St. Blasien. Die Davoser Kur wäre vermutlich Hildes Rettung gewesen: Im August 1945 wurden in der Schweiz die Medikamentenrationierungen für Streptomycin aufgehoben, das neuerdings eingesetzte Antibiotikum machte die Tuberkulose zu einer heilbaren Krankheit. In Deutschland war das Medikament für die Zivilbevölkerung erst ab 1946 erhältlich. Hilde wartete über den ganzen Spätherbst 1945 hinweg vergeblich darauf, obwohl Andreas pausenlos versuchte, es für sie zu bekommen. Sie starb am 14. Dezember 1945 im Sanatorium St. Blasien.

Fast wäre ich daran vorbeigefahren. Rechts zeigt eine Tafel nach Amrigschwand. Der winzige Weiler mit einem ehemaligen Gasthaus Adler und grandioser Aussicht liegt auf tausend Metern über Meer. Die Reichsarbeitsdienstbara-

cke, die die Nazis hier errichtet hatten, steht nicht mehr. Ab März 1945 nutzten meine Vorfahren diese Baracke als provisorische Behausung. Wie Millionen deutscher Zivilisten war auch Hilde mit den Kindern im Januar 1945 aus dem Osten geflohen, um dem Vormarsch und der Brutalität der Roten Armee zu entkommen. Die ausgehungert ankommenden Menschen wurden irgendwo einquartiert. In der Baracke wohnten noch andere Flüchtlinge. Hildes Kinder zogen dort mit Hildes Mutter ein, während sie selbst wieder im Sanatorium lag. Andreas kämpfte angeblich noch irgendwo in Rumänien, bis der Kontakt zu ihm monatelang abbrach. Am 16. Juni 1945 stiess er unangekündigt und nach einem offenbar langen Fussmarsch entkräftet und zerlumpt zur Familie. Er war in russischer, tschechischer und amerikanischer Gefangenschaft gewesen.

Anfang 1946 musste die Familie die Baracke wieder verlassen. Nun ohne Mutter, zogen die sechs Kinder mit dem Vater einen Weiler weiter nach Strittberg. Dort fahre ich jetzt hin und parkiere mein Auto vor dem einzigen Gasthaus. Hauptstrasse, erkenne ich auf dem Strassenschild. «Hauptstrasse 10, Strittberg», das steht auch auf der Entnazifizierungsakte, in der Handschrift meines Grossvaters. Die alliierten Siegermächte wollten Deutschland von den Einflüssen des Nationalsozialismus befreien; für die Entnazifizierung in Strittberg waren die Franzosen zuständig. Sie waren am 26. April 1945 im Schwarzwald einmarschiert. Wer sich einem Entnazifizierungsverfahren stellte, um etwa seine Berufszulassung oder ein öffentliches Amt wiederzuerlangen, musste einen Meldebogen ausfüllen. Es mussten Zeugen beigebracht werden, und es fand vor einem Laiengericht, der sogenannten Spruchkammer, eine Anhörung statt. Für meinen Grossvater war das Gericht in Waldshut zuständig. Es sprach im Frühjahr 1948 ein rückwirkend geltendes zweijähriges Berufsverbot aus. Diese Frist war nun bereits verstrichen. Daher eröffnete Andreas wieder eine Kanzlei.

Im Meldebogen hatte er alles Wichtige verschwiegen, insbesondere seinen Einsatz als nationalsozialistischer Führungsoffizier in Katto-

Mein liebes Kleines! Regen, 9. II. 45
Freitag.

Es ist irgendwie, dass man immer
warten muss, - bis Dinge ganz reif sind. Wenn
auch dein liebes Telegramm vom Sonntag im Grunde
keinen Zweifel lassen braucht, - dass der Weg zu
dir der Richtige ist, - so war mir doch erst noch
so sehr bewusst, dass es mit Notwendigkeit ein
Lebensumweg werden musste, weil ja von dort
ein Wiederaufbau unseres Lebens vor allem für das
nicht möglich ist. So hatte ich noch bis Donnerstag
gerögert um wirklich bestimmte Schritte zu tun, und
das Schicksal sprach am Mittwoch Abend so deutlich
aus, - dass es mir gottlich auszuweichen gibt. - Wir
können eben hier nicht bleiben, - weil die inneren
Gegensätze zu gross sind. Wir hatten uns im letzten ganz
knüppel gehalten, aber Annemarie liess sich zu einer
solchen Schmäherung des Führers hin reissen, dass es nicht
so tief verletzt hat, wie wohl selten etwas. - Früher
habe ich mit einem Wort Gott oder das Christentum auch
nur geringschätzig gebraucht, - ganz besonders hier hab ich
mich jeglicher Kritik oder Urteils enthalten, dass dann aber
das, was mir tiefst heilig ist, - dem ich persönlich
mein Leben gewidmet habe, in so gemeiner Weise in den Raum
gesetzt wird, - das geht einfach über mein Aufnehmen und
Verdauen können. Da ich hier nicht ändern kann, so muss
ich weichen. - Du ahnst ja nicht, wie grade, wenn das hier
zuerst so wund, solch ein Schlag schmerzt. - Heute muss ich
mein Gemüt durch Proben beim Kreisamtsleiter der NSV, und so
kann es sein, dass wir eher starben als gedacht, - Wir schickte
im Telegramm, wenn wir starben. - Hoffentlich schmerzt das Dir
nicht völlig um, zur Not müssen wir uns sonst erst auf alle
Vermittlung verlassen. Aber es wird sicher Rat werden und
wir sind ja so beschieden geworden. - Mir quält sich mit mir
dummen Hagensache, - da ich diesen Hagen nicht so recht kenne,
wenn ich nicht zu raten. -

Brief von Hilde an ihre Schwester Elsbeth Erdmenger vom 9. Februar 1945, kurz bevor Hilde vor der Roten Armee in den Schwarzwald floh. Seit 1943 schrieb sie nazikonform in lateinischer Schrift statt in Sütterlin.



Oben: Das Haus am Nordwall in Posen, von Hilde fotografiert im Oktober 1940. Die Frau mit Kind ist vermutlich die vormalige Bewohnerin, die mit ihrer Familie vertrieben wurde.

Unten: Hilde (auf der Liege rechts) mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin Grete (links) in Posen, um 1943.

witz, keine vierzig Kilometer von Auschwitz entfernt, und seinen Einsatz als Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers im russischen Charkow. In der viertgrößten Stadt der Sowjetunion war er seit Herbst 1941 ein Jahr lang stationiert gewesen, hatte in einer Traktorenfabrik 1600 Soldaten als Zwangsarbeiter beaufsichtigt, die, wie er in einem Brief im Februar 1942 schrieb, vor Kälte und Hunger dutzendweise tot umfielen: «Für zarte Nerven ist Russland ganz und gar nichts.» Er war in Charkow, als dort seit Dezember 1941

über Monate hinweg weit über 10000 Juden in einer Schlucht bei bitterster Kälte grausam ermordet wurden. Vermerkt hat er seine SA- und NSDAP-Mitgliedschaft sowie weitere Zugehörigkeiten zu nationalsozialistischen Berufs- und Interessenverbänden. Diese belasteten ihn aber kaum.

Ich habe Hunger, betrete den Strittberger «Adler», setze mich ans Fenster und bekomme Maultaschen mit einem Salat. Die Alpen, von denen meine Grossmutter schwärmte, liegen offen vor mir. Sie hat sie von Höchenschwand aus bewundert, eine Serpentine weiter oben, als sie dort im Sommer 1944 im Kurhaus lag. Auf der kurzen Strecke von Strittberg nach Höchenschwand stelle ich mir vor, wie mein Vater diesen Weg anlässlich von Hildes Begräbnis mit seinen neun Jahren im tiefen Schnee des Winters 1945 bewältigte. Davon hat er mir einmal erzählt. Hilde war zuerst in der Reichsarbeitsdienstbaracke drei Tage lang aufgebahrt gewesen. Dann wurde ihr Sarg auf einem geliehenen Schlitten mit Pferd nach Höchenschwand überführt. Die kleine Trauergemeinde, bestehend aus Hildes Mann, ihrer Mutter, der Schwester, deren vier Kindern und den eigenen sechs, ging nebenher. Die Kleinen wurden auf den Schlitten gehoben und sassen neben dem Sarg. Der Schnee lag zu hoch für ihre kurzen Beine.

Oben angekommen, habe ich alles sofort im Blick: Friedhof, Kirche, Kurhaus. Das ehemalige Kurhaus Höchenschwand wird bis heute als Klinik betrieben. Auf meine Anfrage nach einer Krankenakte meiner Grossmutter hat sich niemand zurückgemeldet, und ich habe nicht nachgehakt. Das mulmige Gefühl, etwas Unerwünschtes zu tun, hielt mich davon ab. Nun steige ich die Stufen zur Kirche St. Michael und zum Friedhof hinauf. Ich gehe über das Gräberfeld, wohl wissend, dass das Grab meiner Grossmutter längst aufgelöst ist. Erfolglos versuche

ich mir vorzustellen, wo ich als Kind mit meinen Eltern und Schwestern gestanden habe. Viel später erst habe ich verstanden, dass wir Hilde zwar betrauert, aber nicht über ihr Leben sprachen.

Heute habe ich das Foto, das ich von Hildes Grabstein besitze, mitgebracht. Wieder fällt mir das in den Stein gravierte Runenzeichen auf. Niemand konnte mir früher erklären, was es bedeutet. Es passt überhaupt nicht auf diesen katholischen Friedhof, es ist kein christliches Zeichen, sondern ein nazistisches. Jemand muss es, seiner Bedeutung bewusst, liebevoll und in Trauer um Hilde ausgewählt haben. Bereits 1935 war Hilde aus der protestantischen Kirche, der sie und ihre Familie angehörten, ausgetreten. Hierin bin ich Hilde gleich. Ich wurde nie getauft. Sie aber glaubte, die Hand des «Welterschöpfers und Lenkers» ruhe «segnend auf dem Führer», und es bedürfe daher keiner Kirche mehr, wie sie im Dezember 1939 an ihren Schwager schrieb. Für Hilde waren die germanische Mythologie und die nordischen Bräuche guter Ersatz. Sie lebte ganz in der nationalsozialistischen «Weltanschauung». An Weihnachten sang sie die christlichen Lieder nicht mehr, dafür feierte sie jeden April Hitlers Geburtstag, aus allen Fenstern flatterten Fahnen. An ihren Schwiegervater, einen Pastorensohn, schrieb sie am 16. September 1942: «Da das deutsche Volk ein im Wesentlichen nordisch bestimmtes Volk ist, kann die Weltanschauung auch nur die des nordischen Menschen sein.» Sie lehne strikt ab, «was nicht nordisch oder auch arisch ist, d. h. z. B. jüdisch ist».

Die Kirchentür ist verschlossen. Ich steige die paar Stufen auf den zentralen Kurhausplatz wieder hinab. Auf einer Bank sitzt ein Herr mit Sauerstoffgerät. Noch immer machen hier lungenkranke Menschen Kur. Ich setze mich wieder ans Steuer und fahre steil hinab nach St. Blasien, wo ich einen Termin im ehemaligen Sanatorium habe. Krankenakten hätten sie keine mehr, hatte man mir am Telefon erklärt, die seien einem Wasserschaden zum Opfer gefallen. Aber ein paar Fotos und einzelne Dokumente seien noch da, die dürfe ich mir gern ansehen. Und wenn ich wolle, könne ich in der Klinik übernachten.

St. Blasien ist schattig, bewaldete Hänge in alle Himmelsrichtungen, die Orientierung fällt leicht. Ich fahre direkt zum riesigen Klinikbau am Waldrand. Die ehemals stattliche, säulengeschmückte Brüstung fällt auf, bröckelnd, von Moos überwachsen. Der von einem Förderverein zu restaurierende «Sanagarten» ist verwildert. Auf der Vereins-Website heisst es, er sei das «Kleinod» gewesen der «glamourösen Vergangenheit» St. Blasiens als Kurort. Meine Grossmutter liebte es, ein paar Schritte durch den Garten zu tun. Für die Liegekur waren weiter oben halboffene Liegehallen errichtet worden; Liegekur war die einzig mögliche Therapieform bei Lungentuberkulose. Bei meiner Grossmutter

In der Klinik muss meine Grossmutter Überlebenden begegnet sein. Sie schrieb allerdings nie darüber.

waren es in den vier Jahren ihrer Krankheit mehrmals viele Wochen am Stück. Einmal lautete die Anweisung: neun Stunden liegen pro Tag, zwölf Monate lang.

Ich melde mich am Empfang, treffe auf freundliche Menschen und eine lange Flucht von verschlossenen Türen. Ich erhalte meinen Zimmerschlüssel und den Stapel an Bildern und Dokumenten, die mir die Direktionsassistentin bereitgelegt hat. Hier ist Hilde gestorben. Sie gehörte zu den etwa vierzig deutschen Patienten, die nach dem Kriegsende vom 8. Mai 1945 nebenan im «Haus Baden» behandelt wurden. Alle nur leicht Kranken und die hoffnungslosen Fälle hatten das Sanatorium wegen Platzmangel verlassen müssen. Im Haupthaus quartierten die französischen Besatzer Hunderte französische und belgische Deportierte und ehemalige KZ-Häftlinge ein. Die Infrastruktur, darunter Röntengeräte und Behandlungsräume, blieb den Deutschen zugänglich. Hilde muss den Überlebenden begegnet sein. Geschrieben hat sie davon allerdings nicht.

Mit meinem Rollkoffer betrete ich den Flur, suche den Lift. Erst jetzt wird mir klar: Weil mein Vater vier Jahre lang in dieser Gegend lebte, vom Sommer 1944 bis im Frühling 1948, zuerst bei seiner Tante, dann vorübergehend im Kinderheim Rudolf in Amrigschwand, später in der dortigen Baracke und schliesslich im Haus Nummer 10 in Strittberg, kannte er den Wald wie seine Westentasche. Sein Vater hielt die Familie mit einer Holzkistenfabrikation über Wasser. Wie es dazu gekommen war, davon hatte ich keine Ahnung, als wir damals mit der Familie nach dem Friedhofsbesuch jeweils den Ausflug in den Wald begannen. Im Kofferraum war ein Tupperware-Gefäss mit Pfannkuchenteig verstaut worden, eine Bratpfanne, je ein Gefäss mit Zucker und Butter und der kleine Kocher mit der hellblauen Gaspatrone. Ich wunderte mich damals nicht darüber, dass mein Vater stumm und gezielt plötzlich in einen Feldweg einbog und unvermittelt sagte: «Hier ist es.» Wir schulterten die Rucksäcke und kletterten ihm hinterher die Böschung hinauf. Er fand die Lichtung immer sofort. Das Blaubeerenvorkommen war ergiebig, der Reifegrad genau richtig. Ich liebte es, mit der Familie im Schwarzwald Blaubeerpfannkuchen zu backen.

Wenn meine Grossmutter damals weitergelebt hätte, wäre sie womöglich ins Gefängnis gekommen. Im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren galten die NSF-Kreisleiterinnen als «Hauptschuldige». Hilde hatte noch erlebt, dass der Alliierte Kontrollrat die NSDAP und alle ihr angegliederten Organisationen am 10. Oktober 1945 verbot und liquidierte. Diese oberste Besatzungsbehörde der vier Siegermächte übte jetzt in Deutschland die Regierungsgewalt aus.

Stunden später liege ich frierend und schlaflos im schmalen Bett dieses kleinen Kurhauszimmers mit Balkon. Es ist nicht einfach, alles einzuordnen. Dieses Gebäude, das jahrzehntelange Schweigen, individuelles Leid, kollektives und wohl auch persönliches Verbrechen. War Hilde mehr Monster oder mehr Mama? Mama, das bin ich auch. Hätte ich es an ihrer Stelle besser vermocht? Mein gutes Schweizer Leben kontrastiert hart mit der Geschichte meiner Vorfah-

ren und diesem reparaturbedürftigen, ehemals stattlichen Haus eines damals noblen, internationalen Kurortes. Barfuss auf dem Balkon stehend, erahne ich durch die Dunkelheit die Kuppel des Doms, unter der ich vor wenigen Stunden stand. Hilde hatte es bedauert, dass das Vorhaben, auch auf dem Gotteshaus die Hakenkreuzfahne flattern zu lassen, gescheitert war.

Irgendwann ist auch diese Nacht vorüber. Ich frühstücke klamm zusammen mit ein paar, wie mir scheint, schier vergessenen Lungenpatienten, die sich im riesigen Speisesaal gemeinsam an einen Tisch in der Ecke gesetzt haben. Von diesem Raum hat Hilde berichtet. Grosse Gemälde der Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde, einst der Stolz des Hauses, zieren ihn noch immer. Auf dem Weg zum Ausgang sehe ich mir die ausgestellten medizinhistorischen Objekte an. In ihren Briefen hat Hilde die Instrumente und Vorgänge ihrer Behandlung beschrieben und wie sehr sie an der Krankheit litt. Ich gebe die für mich wenig ergiebigen Fotografien dankend zurück.

Rückwärts fahre ich aus dem Parkfeld, drehe die Autoheizung auf. Warum eigentlich, frage ich mich auf der abschüssigen Strasse zwischen Sanagarten und Klinikbau, sind meine Eltern 1966, wenige Jahre nach ihrer Hochzeit, von Deutschland in die Schweiz ausgewandert? Waren es die guten Verdienstmöglichkeiten dieser Jahre, der attraktive Job mit der Chance zu internationaler Reisetätigkeit, die sie lockten? In der Schweiz bleiben, das wollten sie ursprünglich nicht. Schliesslich sind sie aber nie mehr nach Deutschland zurückgekehrt. Das passt zum Migrationsmuster dieser Jahre. Oder, frage ich mich beim Setzen des Blinkers am Kreisel, sind sie eher der Scham entflohen, ihrer eigenen und der kollektiven? Ansätze einer Antwort auf meine halbverschluckten Fragen mündeten bisher immer in Schulterzucken und Kopfschütteln. Meine Mutter, auch sie eine vor dem Krieg geborene Deutsche, erzählte stattdessen, wie irritiert sie damals gewesen sei vom Schweizer Leben. Mit akademischer Ausbildung und ersten, erfolgreichen Berufsjahren im Gepäck, fühlte sie sich einsam umgeben von Hausfrauen

ohne Stimmrecht. Aus Schweizer Sicht waren alle Deutschen Nazis. Längst schon hatte die Schweiz dank ihrer dezidierten Neutralitätsbehauptung den internationalen Anschluss wieder geschafft. Meine Eltern werden kaum Reaktionen ausgelöst haben, wenn sie auf das Bezug nahmen, was sie als Kriegskinder erlebt hatten. Nur wenige ahnten, welche Traumata sie in sich bargen.

Die Schweiz hatte gute Gründe, sich am Schweigen zu beteiligen. Es setzte nicht erst nach dem Krieg ein – genauso wenig wie in Deutschland. Auch in meiner Familie begann es nicht an Hildes Grab. Vielmehr schwieg sich Hilde bereits in ihren Briefen über Unrecht und Verbrechen aus. Das Verschweigen war Teil des infamen Auftrags, den sich die Nazis viel früher schon selbst erteilt hatten. Die Nachkommen und Nachgeborenen, auch ich, führten dieses Schweigen – bewusst oder nicht – über Jahrzehnte weiter. Es erleichtert mich, damit endlich zu brechen. Und ich bin froh, gerade die Grenze passiert zu haben. Bald bin ich zu Hause und bei meinen Kindern. Es gibt viel zu erzählen. |G|



Barbara Bonhage, Jahrgang 1972, ist Historikerin, Beraterin und Hochschuldozentin. Im Mai 2021 erschien von ihr im Hamburger Verlag Tredition *Gnadenlos geirrt. Die Geschichte meiner Grossmutter (1907–1945)*. Sie stellt das Buch an verschiedenen Lesungen vor. Alle Termine auf www.barbarabonhage.ch.



Weiterführende Literatur

- Catherine Epstein: *Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland*. New York 2010.
- Elizabeth Harvey: «Der Osten braucht Dich!» *Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik*. Hamburg 2009.